

# Beilage zu Nr. 11 des Grenzjägers.

Neuenbürg, Donnerstag den 21. Januar 1897.

## Die Schnellfeuergeschütze.

In allen europäischen Heeren steht die Frage eines neuen Schnellfeuergeschützes für die Feldartillerie an erster Stelle, und über kurz oder lang werden sich auch die Steuerzahler in allen Großstaaten eingehend damit zu beschäftigen haben. Wenn einzelne Tagesblätter glauben machen wollen, daß diese Frage etwas durchaus Neues ist und augenblicklich einen beunruhigenden Charakter an sich trägt, so ist ersteres falsch und letzteres kann nur in Bezug auf die damit notwendig verbundene Geldauswendung zugestanden werden. Es sind nahezu drei Jahre her, daß die Frage nach einer Umwandlung der Feldgeschütze aufstaute und die militärische Presse zahlreiche Aufsätze über das Feldgeschütz der Zukunft brachte. Daß sich sämtliche Heeresverwaltungen seit ebenso langer Zeit mit derselben Angelegenheit, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch beschäftigt haben, kann sicherlich keine Verwunderung erregen.

Bei der gesamten Geschützfrage für die Feldartillerie sieht man auf Schwierigkeiten, die in der zweckmäßigen Vereinigung der beiden entgegengesetzten Elemente (Beweglichkeit und Wirkung) bestehen. Die Fortschritte in der Technik haben zwar diese beiden Eigenschaften gleichzeitig verbessern können, aber nichts desto weniger bleiben sie bestehen. Die so mannigfaltigen Veränderungen, denen die Artillerie seit dem Kriege von 1870/71 unterworfen war, sind ausnahmslos auf den Gegensatz zwischen diesen beiden Eigenschaften zurückzuführen. Es wurden Zugeständnisse nach beiden Richtungen gemacht, erst getrennt und dann gleichzeitig. Man fing damit an, gleichzeitig schwere Geschütze und leichte, sehr bewegliche Geschütze gemeinschaftlich in die Feldartillerie einzustellen; sodann sollte ein einheitliches Kaliber angestrebt werden. Gegenwärtig sucht man nun wieder Beweglichkeit und Wirkung zu vereinigen, und zwar sucht man die letztere durch ein Geschütz zu steigern, bei dem nicht der einzelne Schuß an sich, sondern die rasche Aufeinanderfolge der Schüsse die größere Wirkung hervorbringt.

Braucht man nun aber mit einem solchen Schnellfeuergeschütz auch noch schwere Kaliber zum Kampf auf weite Entfernungen? Die Frage ist zu bejahen, zumal Rußland und Frankreich ebenso wie die vereinigte Artillerie des Dreibundes mit der Feldarmee einen Teil der Belagerungsartillerie mobil machen, um in der Feldschlacht gegen widerstandsfähige Ziele, das heißt gegen Feldbefestigungen einen wirksameren Schuß zu haben. Dabei wird die Schwierigkeit, dieses schwere Material der Feldarmee folgen zu lassen und zur rechtzeitigen Verwendung bereit zu stellen, keineswegs bestritten, denn selbst die geistvollsten Erfindungen von eigenartigen Laffeten können das Gewicht der Geschütze nicht vermindern und deren Beweglichkeit erhöhen.

Die leichten Geschütze scheinen der Aufgabe der Feldschlacht zu genügen, denn sie können auf weite Entfernungen größere Endgeschwindigkeiten liefern, als dies bisher mit den schweren Kalibern möglich war. Das mit einer ansehnlichen Munitionsmenge ausgestattete Schnellfeuergeschütz wick daher mit Vorteil den Kampf mit den schweren Geschützen aufnehmen können. Leichter als diese werden sie auch in innigerer Verbindung mit der Infanterie bleiben. Die Hauptsache beim Schnellfeuergeschütz bleibt die Aufhebung des Rücklaufes, wodurch das jedesmalige Wiedereinrichten des Geschützes noch dem Schusse überflüssig wird. Diese wird in den verschiedenen Heeren nicht in der gleichen Weise erreicht. Die einen verwenden eine feste Laffette mit Schießbremse, die anderen eine Schiebelaffette, bei welcher der hintere Teil am Boden fest verankert ist, während sich der vordere Teil nach dem Schusse über ihn hinwegchiebt, wie dies etwa bei einem Fernrohr der Fall ist.

Ein weiteres Mittel zur Erhöhung der Feuergeschwindigkeit liegt in der Benützung einer Einheitspatrone, bei der Kartusche und Geschuß in derselben Weise vereinigt sind, wie dies bei jeder zeitgemäßen Gewehrpatrone der Fall ist. Ob dabei während des Transportes das Geschuß in einem besonderen Kasten untergebracht ist und erst beim Laden auf die Hülse mit der Pulverladung aufgesetzt wird, wie dies beim französischen Canetschen Schnellfeuergeschütz der Fall ist, erscheint dabei gleichgültig. Ein größerer Wert aber als auf eine Einheitspatrone wird von mancher Seite auf die Schnelligkeit des Richtens gelegt, wodurch die Feuergeschwindigkeit erhöht werden kann.

Man hat auch versucht, für die Bedienungsmannschaft einen Schutz zu erfinden, und das Geschütz mit einem Metallschild versehen. Ein solches wird aber schwerlich für irgend ein Feldgeschütz zur Einführung gelangen, da es dessen Gewicht bedeutend vermehren und die Beweglichkeit vermindern würde. Wie aber das in absehbarer Zeit zur Annahme gelangende Schnellfeuergeschütz für die Feldartillerie bei diesem oder jenem Heere ausfallen wird, erscheint weniger von Belang, als die Thatsache, daß es folgende charakteristische Eigenschaften zu weisen müssen, um überhaupt den Wettbewerb aufnehmen zu können, nämlich: Beschränkung des Rücklaufes, Möglichkeit, ein Schnellfeuer auf kurze Entfernungen abzugeben, ohne nach jedem Schusse die Richtung nachsehen zu müssen; Festigkeit beim Rückstoß auf gewöhnlichem Boden, guter Verschluss, Sicherheit des Abfeuerns und Vermehrung der ballistischen Wirkung.

Nach Angaben der französischen militärischen Fachpresse entspricht das für die Umbewaffnung der Feldartillerie bestimmte Schnellfeuergeschütz diesen Eigenschaften. Es soll in der Minute 30 Schüsse abgeben können und der einzige Nachteil in der Anhäufung der abgeschossenen Metallhüllen in den Zugängen zur Batterie bestehen, was doch höchstens bei einer eingegrabenen Batterie sich ereignen kann. Uebrigens soll das Schießen mit Sprenggranaten nicht den erwarteten Erfolg gehabt haben, sodass man zur Zeit das Schrapnell für das wirksamste Geschütz der Feldartillerie hält. Dies dürfte zutreffen, soweit es sich nur um leichte Ziele, d. h. um Menschen und Pferde handelt. Sind indessen Dorfeinfassungen, Höfste und dergleichen zu beschützen, so wird man den Granatschuss, gleichviel ob gewöhnliche oder Sprenggranate, nicht gern entbehren, wie auch beim Einschließen der Granatschuss besondere Vorteile aufweist. (Str. B.)

Eine Warnung. Ein in Italien anfassiger Landsmann schreibt uns: „Ich glaube, ein gutes Werk zu thun, wenn ich Deutschen, die in Italien Arbeit oder Anstellung suchen, die größte Vorsicht empfehle. Langjährige Beobachtungen berechtigen mich hierzu. Nicht nur gewöhnlichen Arbeitern, sondern auch Werkführern, Ingenieuren, Technikern und selbständigen Betriebsleitern ist dringend zu raten, Verträge mit italienischen Firmen über eine Beschäftigung auf italienischem Boden nur abzuschließen unter ausreichender Sicherstellung des Unterhalts für die Dauer des Arbeitsverhältnisses und namentlich der Vergütung für die Rückreise in die Heimat, falls das Verhältnis sich, wie häufig, in Folge von Streitigkeiten löst. Es ist für den deutschen Fremdling nicht leicht, vor den italienischen Gerichtsbehörden sein Recht zu erstreiten, selbst wenn dieses unzweideutig klar ist. Einfache Arbeiter und geringer besoldete Angestellte können überhaupt kaum daran denken, im Auslande einen kostspieligen Prozess zu führen. Ich wüßte mehr als einen Landsmann zu nennen, die in dieser Beziehung trübe Erfahrungen gemacht haben. Namentlich deutsche Lehrerinnen, Erzieherinnen u. s. w. sollten unter Umständen den verlockenden Angeboten von Stellen in italienischen

Familien Folge leisten, ohne sich ihre Verhältnisse und insbesondere eine Rückreise Entschädigung in rechtsförmlicher Weise sichern zu lassen. Sie würden durch diese Vorsicht sich und ihren Angehörigen viel Elend ersparen.

Der Mädchenhandel von Europa nach Argentinien und Uruguay ist oft genug gebrandmarkt worden. Trotzdem nimmt die Einfuhr nicht ab. Die Besitzer öffentlicher Häuser in Montevideo und Buenos Aires wissen sich unter allen möglichen Vorpiegelungen weitere „Ware“ aus Europa zu verschaffen Deutschland, Ungarn, Galizien und die Schweiz sind die bevorzugten Bezugsquellen. Unter dem Vorwande, Gouvernanten, Dienstmädchen für bessere Stellungen zc. zu brauchen, locken die gewissenlosen Agenten, meist die Besitzer der „Toloranzhäuser“ selbst, ihre Opfer ins Verderben. In Buenos Aires hat sich endlich selbst ein Hilfsverein gebildet, der dieser weiblichen Sklaveneinfuhr auf den Leib rückt. Aus Buenos Aires geht der „Bosch Tig.“ der sehr umfangreiche Bericht des Zentral-Hilfsvereins zu, dem wir mit Vergnügen entnehmen, daß es gerade Deutsche sind, die diesen Schandfleck der Menschheit zu beseitigen bestreben. Vor allen Dingen aber mögen die Behörden rücksichtslos gegen diese elenden Sklavenhändler vorgehen. In den Einschiffungshäfen ist dazu Gelegenheit genug geboten.

## Unterhaltender Teil.

### Wanda.

Von Albert Lindner.

(Fortsetzung.)

Die Baronin ergab sich in ihr Schicksal. Lars hatte, ohne es zu ahnen, daselbe Marsdver bei ihr angewendet, was sie bei ihm: ihr Blut wurde ungeduldig. Ihr Blick wechselte zwischen dem Segel und seinen Händen. Endlich stand er auf, um das Segel anders zu stellen. Es flopte einen Augenblick an den Mast, die Baronin schrie leicht auf, als sie hörte, daß das Boot einen Ruck erhielt, dann füllte sich das Tuch und das Boot lief in veränderter Richtung, was die Baronin gar nicht bemerkte, und mit geneigtem Bord über das grüne, kaum gewellte Element.

Lars sah wieder müßig am Steuer und sah auf die Baronin.

Diese zeigte jetzt, des Augenblicks gewärtig, wo Lars endlich für sie Zeit haben werde, den Beginn einer neuen Rolle in ihrem Antlitz. Sie sah mit niedergeschlagenen Augen wie verschüchtert und knüllte zwischen den Fingern auf ihrem Schooße einen Brief.

„Lars Jensen, bitte lesen Sie diese Zeilen!“ sagte sie und reichte ihm den Brief hin, ohne aufzusehen.

„Wenn Sie es wünschen, Frau Baronin“, erwiderte dieser von hinten her. „Aber ich darf nicht aufstehen und das Steuer verlassen. Um es festzubinden bedürft ich schon Ihrer Hilfe. Wollen Sie mir nicht näher sitzen? Da lehnt ein zweites Stuhlbrett im Boot, dicht vor mir sind die Falze —“

Das war mit dem einen Arme, den er frei hatte, rasch besorgt. Wanda trippelte das Boot entlang, ergriff die dargebotene Hand des Gefährten und stieg über das Stuhlbrett. Jetzt sah sie dem Lars vis-à-vis und ganz nahe. Wiederum nahm sie ihre verschmähte Badschmiede an und bot ihm den offenen Brief. Lars las ihn, wie schlichte Naturmenschen das zu thun pflegen, erst leise für sich, als ob er sich in der Handschrift orientieren müßte, dann zum zweiten Male aber mit lauter Stimme:

„Frau Gräfin! Ich verlasse Tirol am 15. dieses Monats, da ich Neigung bekommen habe, Mühen oder vielleicht auch Siebunde an der Küste zu schießen. Wie ich hörte, sind auch wilde Kaninchen, die in den Dünen hausen, ein guter

Jagdport. Sie werden mich verbinden, wenn Sie in Ihrem Logis ein Zimmer für mich bereit halten wollen, oder im Falle dies nicht angeht, mir ein solches im besten Hotel bestellen.

Mit Hochachtung  
Carlo, Baron v. Bomilugl."

Lars sah erstaunt auf seine Begleiterin. Sie lächelte schwermütig zu ihm hinüber.

"Das klingt nicht wie der Brief eines Gatten an seine Gattin, nicht wahr, Lars?"

"Armes Weib", murmelte dieser. Es war ihm entfallen, ohne daß er es wollte.

Die Baronin senkte von Neuem ihr Auge in den Schooß, hatte aber bereits dafür gesorgt, daß ihr zartes Händchen jetzt auf der Lache des Schiffers lag, als ob sie es ihm, Teilnahme und Mitleid heischend, hingestreckt hätte. Lars sah von dieser Berührung wie elektrisiert, und sein Auge hing an, auf das schöne Weib zu funkeln, während Wanda nicht auffah. Sie hatte auch nicht nötig, das Arsenal ihrer Angriffsmittel so rasch zu leeren, denn sie fühlte die Wirkung der berührenden Hand an seinem Bittern sehr wohl.

Lassen wir diese Beiden einstweilen so sitzen. Zwar beginnt die Baronin jetzt mit halber Stimme ihr Lebenslos zu erzählen, aber da das, was sie erzählt, nicht die reine Wahrheit und das, was sie an äußeren Bewegungen zeigt, nur Schauspielerei ist, so sieht sich der Erzähler dieser Begebenheit genötigt, für einen Moment hinter dem Vorhang hervorzutreten und dem Leser die Wahrheit der Situation so mitzuteilen wie er sie aus dem Munde des Vabarzies gehört hat. Der erfuhr sie freilich auch erst einige Jahre nach diesen Geschehnissen, als er Gelegenheit fand, österreichische Vabereisende nach dem Verbleib der Baronin zu fragen, denn in Oesterreich hatten die Schicksale des Bomilugl'schen Ehepaars ziemlich viel Aufsehen erregt.

Es war eine seltsame Konjunktur von gegenseitiger Täuschung, welche Wanda von Wadzef in das Haus des Barons Bomilugl als Gemahlin geführt hatte. Der alte Baron Wadzef hatte den Bomilugl und dieser hatte den Wadzef für sehr begütert gehalten. Unter dieser Voraussetzung auf beiden Seiten, die durch Erregung künstlichen Scheins sehr geschickt genährt wurde, kam eine Konvention zwischen beiden Häusern sehr leicht zu Stande. Als aber noch der Hochzeit beide Teile enttäuscht, Bomilugl sogar wütend über den vermeintlich ihm gespielten Betrug war, da war natürlich von einem ehelichen Zusammenleben nicht weiter die Rede. Jedes gieng seine eigene Wege. Der Baron lag im Sommer seinem Jagdsport, im Winter seiner Leidenschaft zum Spielen ob, aber das erhoffte Glück, das seine Umstände aufbessern sollte, blieb aus, und die Schulden mehrten sich. Die junge und reizende Baronin Wanda fand sehr bald in Wien Männer genug, die ihr unendliche Huldigungen zu Füßen legten, aber ihre Natur war prunkliebend und das Aufsehen, was sie so gern erregt hätte, kostete mehr, als sie bestreiten konnte. Ihr konnte daher von allen Anbetern nur der reichste willkommen sein, und da der siebenbürgische Fürst Janos Sandor reich genug für ein Duzend solcher Damen war, da er außerdem auch eine außerordentlich begünstigte Persönlichkeit besaß, so war das Verhältnis dieser beiden Personen hinter dem Rücken des Barons sehr bald geknüpft. Da aber der Baronin nichts an einer bloßen Liebslei lag, sondern da sie darauf ausgieng, einmal Fürstin Sandor heißen zu wollen, so hatte sie den Fürsten mit denselben weiblichen Mitteln, die wir sie beim Fischer Lars haben anwenden sehen, sehr bald an den Gedanken gewöhnt, da er von ihr nichts zu hoffen habe, außer wenn er sie zu seiner Gemahlin mache. Aber der Baron Bomilugl lebte! Fürst Sandor schien ein gewaltthätiges Vorgehen noch immer zu scheuen — ob es Mangel an persönlichem Mut war, danach frug die Baronin nicht viel, seine Millionen waren ihr die Hauptsache. Eines Tages entschloß sie sich kurz, ein fernes Seebad aufzusuchen, ob sie dort nicht etwa einen jungen Mann entdecken, mit ihren Reizen berücken und ihren Zwecken dienstbar machen könnte. Schon am ersten Tage

ihrer Begegnung mit Lars Jensen wußte sie, daß sie das geeignete Werkzeug gefunden. Jetzt kam es darauf an, den Baron nach derselben Insel zu locken. Sie telegraphierte noch an jenem selben Abend nach Tirol: "Bin auf Vorkum Gesellschaft exklusiv welsch, viele Seejäger dazwischen. Wellenschlag ausgezeichnet, mein Befinden gut."

Sie wußte sehr wohl, daß die scheinbar so beiläufig hingeworfene Bemerkung von der Seejagd beim jagdbüchtigen Baron versagen und ihn sofort reizen würde, den Sport zu wechseln. Daß der Kniff gewirkt hatte, haben wir aus den Zeilen des Barons bereits gesehen.

Das war der wahre Sachverhalt der Dinge. Was aber die Baronin jetzt dem Lars erzählte, klang etwas anders.

Die Baronin berichtete, wie sie das Opfer einer Familienspekulation geworden und wie nun ihr junges Leben mit allen seinen vielverheißenden Blüten an einen ungeliebten, fast gehaßten Gatten gefesselt sei. Sie machte es deutlich, wie sie ein bescheidenes Los an der Seite eines geliebten Mannes diesem glänzenden Glend vorzöge und was das verführerische unbedeutende Wort nicht enthielt, kam in der Sprache ihrer Augen zum Ausdruck. Nur die Beziehung zu einem Fürsten Sandor von ungeheurem Besitztum erwähnte sie nicht — natürlich! Aber sie hatte noch mehr Angriffsmittel zur Verfügung. Raum hatte Lars vernommen, daß der Baron Bomilugl, sein göttliches Weib mißachtend, sich feile Maitressen in Wien halte, da fuhr der Born in die Hand, die die Baronin umfaßt hielt, und sie prekte diesen zarten Gegenstand im Krampf so heftig, daß jedes andere Weib bei diesem Druck laut aufgeschrien hätte. Wanda bezwang den Schmerz und lächelte. Lars bewies ja nur damit, daß sie auf ihn rechnen könnte zu jeder That. Lars blickte aber auch grimmig genug über die Wasserfläche, und man hätte dem Baron Bomilugl nicht wünschen dürfen, in diesem Augenblicke anwesend zu sein. Er hätte sicher die Vachse und Hechte der Nordsee mit seinem Fleische füttern müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Zunahme der Tage. Trotz der trüben Witterung ist allmählich doch die Zunahme der Tage wahrnehmbar. Seit dem kürzesten Tag hat der Nachmittag um 26 Minuten, der Vormittag allerdings nur um 3 Minuten zugenommen. Bis Ende des Monats wird der Nachmittag noch 24, der Vormittag 18 Minuten gewinnen. Der raschere Zuwachs bei den Nachmittagen kommt von der Verschiebung des wahren Mittags hinter die bürgerliche Mittagsstunde her. Der wahre, astronomische Mittag ist der Augenblick des Höchststandes der Sonne, die Mitte zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Es ist aber unsere Uhr schon von vornherein wegen des Anschlusses an die mitteleuropäische Einheitszeit um 23 Minuten vorgeückt. Der astronomische Mittag bleibt aber wegen der ungleichen scheinbaren Bewegung der Sonne in der Elliptik, d. h. in der scheinbaren Sonnenbahn am Himmel, gegenwärtig noch um weitere 11 Minuten hinter 12 Uhr zurück, so daß also dem Nachmittag noch weitere 11 Minuten auf Kosten des Vormittags zu wachsen. Bis Ende dieses Monats steigert sich dieses Zurückbleiben noch auf 14 Minuten, was ein Verlangsamten der Zunahme des Vormittags bewirken muß. Erst Mitte April pflegt sich dieses Zurückbleiben auszugleichen.

Vom südlichen Schwarzwald schreibt man dem "Alb.": Daß ein Bürger von Kühnack Ausflüchten auf eine Erbschaft von vielen Millionen habe, wird jetzt an vielen Orten eifrig besprochen. Vor mindestens 70 Jahren soll sich nämlich ein sehr reicher Herr aus Amerika auf dem Dachsberg eingefunden und sich wegen Kinderlosigkeit einen Knaben im Alter von ca. 15 Jahren mit dem Geschlechtsnamen Zehle aus Vogelbach für einige hundert Gulden gekauft haben und mit ihm nach Amerika gezogen sein. Beim Ableben dieses Herrn wurde der Junge als Universalerbe eingesetzt. Derselbe

verehelichte sich und aus dieser Ehe soll ein Sohn hervorgegangen sein. Vor dem Tode des Universalerben Zehle soll dessen Vermögen, welches sich weit über 100 Millionen belaufen habe, auf Grund eines Testaments in zwei Teile geteilt worden sein; die Hälfte soll für dessen Sohn und die andere Hälfte für Verwandte in Deutschland bestimmt sein.

Ein böses Ende hat vor einigen Tagen eine Spielerei in Littmoning in Oberbayern genommen. Dort unterhielten sich einige junge Leute im Postwirthshaus. Einer von ihnen brüstete sich, er könne den Postexpeditor Z. Lober mit einem einzigen Finger in die Höhe heben. Der Genannte gab sich leider zu dieser Kraftleistung her Als das Kunststück beendet war, war der Emporgehobene eine Leiche. Er fand den Erstickungstod, da ihn der Kraftmeier am Halskragen packte und förmlich erwürgte.

Ein Riesenhotel sondergleichen ist das neue Hotel "Excil" in London. Dasselbe enthält außer den Speise-, Bes., Rauch-, Bade- und anderen Räumen über tausend bewohnbare Zimmer. Da der Riesenkomplex nach der Themse zu um etwa 30 Fuß niedriger liegt, so stellte man das ganze Gebäude auf der Rückseite auf hohe Bogen, unter welchen Raum für 150 Wagen und Pferde vorhanden ist. Darüber erhebt sich das 13 Stock hohe Gebäude.

Einem "tiefgeföhnten" Bedürfnis Rechnung tragend, hat sich ein Berliner Fuhrwerksbesitzer entschlossen, seine sämtlichen Hochzeitswagen mit Heizvorrichtungen versehen zu lassen. Die glücklichen Paare sollen doch ein bisschen Kälte gar nicht spüren.

(Höchste Kulturstraße.) "Ist denn immer noch so arg in Afrika?" — Reisender: "I bewahre, jetzt giebt's dort sogar schon Beschwerdebücher."

(Schrangenstuhl) ... Hierauf geruhten Hohheit das Echo zu wecken, welches devotest Antwort gab.

Auflösung des Rätsels in Nr. 10.  
Zens — Suez.

Richtig gelöst von Fritz Roth, Otterhausen.

Rätsel.

Die Erste ist nicht offen  
Die Zweite ist oft schwer,  
Aufs Ganze nur zu hoffen  
Bringt keine große Ehr.

H. T.

Diamant-Rätsel.



Nach richtiger Ordnung der Buchstaben ergeben die wagrechten Reihen:

- 1. Einen Buchstaben.
- 2. Den Namen einer Reihe von Päpsten.
- 3. Eine Hauptstadt Europas.
- 4. Einen Mädchennamen.
- 5. Eine griechische Göttin.
- 6. Ein geistiges Getränk.
- 7. Einen Buchstaben.

Bei richtiger Lösung muß die senkrechte Mittelreihe gleichsber wagrechten lauten. H. Fr.

Bestellungen auf den „Gnzthaler“

für das erste Quartal 1897

werden noch von sämtlichen Postanstalten und Postboten angenommen. In Neuenbürg abonniert man bei der Exped. d. Bl.

